

XIII. In Paris

Der überragenden Bedeutung von Paris ist bereits in dem vorigen Kapitel gedacht worden. Die Hauptstadt Frankreichs war damals die der Welt, mit der sich selbst London nicht messen konnte. Es lag an der Peripherie des europäischen Lebens; Paris dagegen bildete seit den Tagen Ludwigs XIV. dessen Mittelpunkt. Seine glanzvolle Regierung hatte der Stadt die einzigartige Stellung geschaffen, die selbst die Mißwirtschaft seiner Nachfolger nicht erschütterte, die Revolution und das Kaiserreich aber noch fester begründet hatten. Es war die Stätte, wo das Schicksal der Welt entschieden wurde. Jedoch nicht nur in politischer, sondern auch in kultureller Beziehung besaß Frankreich die Führung in der Welt, und es war allgemein anerkannt — ob mit Recht oder Unrecht, kann dahingestellt bleiben —, daß das französische Volk das fortgeschrittenste in Europa war und die höchste Blüte der Kultur erlangt hatte. Auch die anderen Länder besaßen große Künstler, große Gelehrte und große Denker, aber das waren Sondererscheinungen, die in den Augen der Welt den Ruhm der französischen Kunst und Wissenschaft als Kollektivbegriff nicht schmälern konnten. Französisch war die Sprache der vornehmen Kreise, sie wurde in Rom wie in Berlin, in Madrid wie in Petersburg verstanden. Wer sich zu der europäischen Gesellschaft zählte, beherrschte sie, las französische Bücher und Zeitungen und war bemüht, wenn es ihm die Mittel erlaubten, seiner Bildung durch einen Aufenthalt in Paris den Abschluß zu geben, in der Stadt, die die höchste Eleganz, die feinste Geselligkeit, die reichsten Museen, die besten wissenschaftlichen Hilfsmittel, die berühmtesten Theater und die frivolsten Zerstreuungen besaß.

Heine erlag wie die meisten Fremden dem Zauber von Paris. Er sah die Stadt in der besten Jahreszeit, verklärt von dem Glanze des Frühlings und der neu errungenen Freiheit. Bei seiner Ankunft „flimmerten“, wie er selbst erzählt, „noch die Lichter der

Julisonne; die Wangen der schönen Lutetia waren noch rot von den Flammenküssen der Sonne und an ihrer Brust war noch nicht ganz verwelkt der bräutliche Blumenstrauß. An den Straßenecken waren freilich hie und da die Liberté, Égalité, Fraternité schon wieder abgewischt. Die Flitterwochen vergehen schnell.“ Der Gegensatz zu dem langweiligen, öden, nur auf Erwerb bedachten Hamburg war überwältigend. In Paris fand Heine das schäumende Leben, den bunten Wechsel der Ereignisse, die Fülle der Reize, die sein Lebenselement waren. „Hier ertrinke ich“ — schrieb er bald nach seiner Ankunft an das Ehepaar Barnhagen — im „Strudel der Begebenheiten, der Tageswellen, der brausenden Revolution; — obendrein bestehe ich jetzt ganz aus Phosphor, und während ich in einem wilden Menschenmeere ertrinke — verbrenne ich auch durch meine eigene Natur.“ Man darf annehmen, daß er den Becher der Pariser Freuden, der edelsten wie der gemeinsten, bis zur Gese auskostete. Seine innerste Natur war wie die Ariosts auf den Lebensgenuß gerichtet. Zeit und Umstände, die ihm bisher an der Tafel des Genusses nur einen bescheidenen Platz vergönnt, hatten ihn in den Kampf gegen die getrieben, die die besten Siege einnahmen, aber dadurch wurde aus dem Epiküräer kein Stoiker, aus dem Spötter kein Mann der Idee. Das Ziel seines Ringens war, wenn man es frei von der Selbsttäuschung betrachtet, in der er selbst notwendigerweise befangen war, nicht der Sieg eines Prinzips, sondern der eigene Lebensgenuß. Paris bot ihm das, was ihm die Heimat versagt hatte, und Heine genoß in vollen Zügen, wie eben nur ein Mensch genießen kann, der die edelsten Gaben des Geistes in den Dienst des Lebensgenusses zu stellen vermag. Er durchstreifte die Museen, begeisterte sich für die Sammlungen des Louvre, ließ sich die Schätze der Bibliothek zeigen, besuchte Theater und Konzerte, aber er speiste auch mit Behagen in den eleganten Restaurants und erfreute sich an dem Nachtleben, dem weder das damalige London geschweige Berlin etwas Ähnliches an die Seite setzen konnte. „Zwischen zwölf und ein Uhr rauscht noch das lebendigste Leben in den Gassen von Paris, in der Oper klingt eben dann das

brausendste Finale, aus den Variétés und dem Gymnase strömen die heitersten Gruppen, und das wimmelt und tänzelt und lacht und schäkert auf den Boulevards.“ Das „Foyer der europäischen Gesellschaft“ dünkte ihm Paris, ein „Pantheon der Lebenden“, wo sich alles versammelt, „was groß ist durch Liebe oder Haß, durch Fühlen oder Denken, durch Wissen oder Können, durch Glück oder Unglück, durch Zukunft oder Vergangenheit“.

Der erste Eindruck von Paris war entscheidend. Heine hat die Stadt außerordentlich geliebt und er war sich klar, daß ihre internationale Gesellschaft die Umgebung war, die ihm am besten zusagte. Er hegte zwar in den nächsten Jahren gelegentlich Pläne, Paris zu verlassen, aber soweit diese nicht durch seine beständige Angst vor preußischen Spionen und vor einer Auslieferungsforde- rung der preußischen Regierung eingegeben wurden, sind sie nicht ernst zu nehmen und nur ein Ausdruck der Unrast, die ihn auch in der Fremde nicht losließ. Er brauchte Abwechslung, um seine Phantasie aufzufrischen, um seine Sinne anzuregen. Die Gleich- mäßigkeit der Umwelt wirkte lähmend auf ihn. Der Romantiker hatte das Gefühl zum Philister zu werden. War er in Paris, so sehnte er sich nach der Ruhe des Landlebens, nach Wald, Feld und Meer; war er in der Provinz, so vermißte er den „heiligen Boden der Boulevards“. Er liebte die Veränderung. In Paris selbst hat er nachweislich fünfzehn verschiedene Wohnungen gehabt, vermutlich waren es noch mehr, und wir kennen nur die, wo er wenigstens einige Monate aushielt. Zu einer wirk- lichen Sesshaftigkeit gelangte er selbst in der französischen Haupt- stadt nicht. Seine Wohnung behielt stets etwas Unbehagliches, seine Einrichtung blieb die eines Hotel garni, er besaß keinen Sinn für Häuslichkeit und speiste lieber im Restaurant als im eignen Hause.

Diese Unstetigkeit verteuerte seine Lebenshaltung. Sein Geldbeutel stand in keinem Verhältnis zu seiner Lebens- und Genußfreudig- keit. Salomon Heine hatte dem Neffen eine Jahresrente von 4000 Franken ausgesetzt, der Dichter hatte auch recht gute eigne Ein-

nahmen, aber das langte natürlich nicht für einen Mann, der gern in den besten Restaurants verkehrte, edle Weine, wenn auch in bescheidenen Mengen, liebte und dem für Geld zugänglichen Teil des weiblichen Geschlechtes huldigte. Die Hamburger Finanzmisere wurde nach Paris übertragen, das ewige Feilschen mit dem geizigen Dinkel und dem knickrigen Verleger. Aber es half alles nichts, Heine war nach wie vor darauf angewiesen, zu borgen und Schulden zu machen. Kaum einen unter seinen Freunden gibt es, der nicht angepumpt wurde, selbst dem treuen Moser, dem er die Freundschaft aufgekündigt hatte, schrieb er wieder, als er sich in Geldverlegenheit befand und keinen andren Ausweg sah. Meyerbeer und andere haben den Dichter mit mehr oder weniger großen Summen unterstützt, aber geringen Dank geerntet. Fast mit jedem dieser Wohltäter hat sich Heine nachträglich überworfen, nicht weil, aber obgleich sie ihm geholfen hatten.

In seiner Not dachte er daran, seine Beziehungen zu den Rothschilds und den Foulds, den reichen jüdischen Bankhäußern, an die er durch den Dinkel empfohlen war, zu gewinnbringenden Börsenspekulationen auszunutzen. Er brandmarkte zwar den „Staatspapierschacher als das nichtswürdigste Geschäft“, aber die moralische Empörung verhinderte ihn nicht, sich daran zu beteiligen, und er scheint zeitweilig mit gutem Erfolg operiert zu haben, bis er später in die Hände zweifelhafter Spekulanten, besonders in die von Lassalles saubern Schwager Friedland fiel, durch die er nicht nur sein bescheidenes Guthaben, sondern noch darüber hinaus verlor. Bei diesen schon bedenklichen Geschäften scheint sich Heine — sei es aus Unkenntnis, Leichtsinn oder Gewinnsucht — sehr unbedenklich benommen zu haben, wenigstens hängt es wohl mit derartigen Machenschaften zusammen, daß er das Haus Fould nicht mehr betreten, ja daß dort sein Name nicht genannt werden durfte. Heine kannte, wenn er Geld brauchte, ähnlich wie Richard Wagner keine Bedenken. Er fragte nicht danach, von wem es kam, sondern er nahm es unter dem Druck des augenblicklichen Bedürfnisses, ohne sich die möglichen Folgen klar zu machen.

Nur daraus läßt es sich erklären, nicht verteidigen, daß er sich von

der französischen Regierung eine Jahresrente von 4800 Franken zahlen ließ. Der Dichter selbst hat sie als „jenes große Almosen“ bezeichnet, welches das französische Volk an so viele Tausende von Fremden spendete, die sich durch ihren Eifer für die Sache der Revolution in ihrer Heimat mehr oder minder glorreich kompromittiert hatten und an dem gastlichen Herde Frankreichs eine Freistätte suchten. Es ist richtig, daß Heine nicht der einzige war, der diese Unterstützung empfing, ja daß er sogar recht zahlreiche Genossen aus aller Herren Ländern besaß, es ist auch richtig, daß er keine Gegenleistung übernahm und nicht in den Sold der französischen Regierung trat, aber es ist doch ein gewaltiger Unterschied, ob diese Liebesgabe an irgendeine gefallene Größe, die sich in das Privatleben zurückzog, gezahlt wurde oder an den ersten Publizisten Europas. Auch Metternich dachte nicht daran, bestimmte Dienste von Börne zu verlangen, als er ihn gegen ein sehr stattliches Gehalt nach Wien zu ziehen suchte. Beide Teile wußten, daß es sich trotzdem nicht um ein Geschenk handelte. Der fürstliche Menschenkenner war sich darüber klar, daß ein Autor des Lied singen muß, dessen Brot er ißt. Börne lehnte ab; Heine nahm die Pension und begab sich dadurch zum mindesten in eine moralische Abhängigkeit. Er verlor die Freiheit, gegen die Männer zu schreiben, die ihm Gehalt zahlten.

Während er in den ersten Pariser Jahren den Bürgerkönig und seine beiden bedeutendsten Minister Guizot und Thiers rücksichtslos verspottete, hören diese Angriffe zu einem bestimmten Zeitpunkt ganz auf oder nehmen den Charakter einer harmlosen Opposition an. Man wird nicht fehlgreifen, wenn man diese Mäßigung mit der Aussicht auf eine Pension oder mit ihrer Bewilligung in Verbindung bringt. Das französische Volk hatte mit diesem Zuschuß, der aus einem geheimen Fonds gewährt wurde, nichts zu tun, und seiner Regierung lag damals mehr an der Dämpfung als an der Förderung des revolutionären Gedankens. Das alles wußte Heine. Zu seinen Gunsten spricht nur die Geringfügigkeit der Summe, die ihn in keiner Weise aller materiellen Sorgen enthob. Wenn er sich verkaufen wollte, so konnte er einen viel höheren

Preis erzielen. Es scheint ihm an derartigen Versuchungen nicht gefehlt zu haben, die vermutlich von österreichischer Seite kamen. Schon 1832 schrieb er an Wagnhagen, daß er sich eine sorglose Existenz durch Mittel verschaffen könne, gegen die er als vornehmer Mann eine bestimmte Repugnanz habe. Bei Annahme der französischen Gelder hatte Heine subjektiv nicht die Meinung, daß er seine Überzeugung preisgebe und daß er wider besseres Wissen und Gewissen schreiben müsse, auf der andern Seite konnte aber die Regierung Ludwig Philipps nur der Ansicht sein, daß sie einen der einflußreichsten europäischen Journalisten sich gewonnen und für recht geringes Geld günstig gestimmt hatte. Der Dichter hat diese Pension etwa dreizehn Jahre lang bis zum Sturz des Bürgerkönigtums bezogen, ohne daß einer seiner Freunde etwas ahnte. Das Geheimnis, das vielleicht nur ihm selber, Thiers und Guizot bekannt war, wurde aufs strengste gewahrt, und erst als die Februarrevolution die geheimen Akten der gestürzten Regierung ans Licht brachte, erfuhr man, daß der deutsche Dichter von Frankreich eine Pension erhielt. Er war damals schon ein schwerkranker Mann. Die Wohlthat der Regierung Louis Philipps hat ihm mehr geschadet als genützt, sie bleibt ein dauernder Fleck auf seinem Charakter — leider nicht der einzige! — und sie hat seine chronische Geldnot nicht behoben.

Ein politischer Gegensatz zwischen Frankreich und Deutschland bestand damals nicht. Die Franzosen empfanden es wohl schmerzlich, daß sie ihre Vormachtstellung in Europa verloren hatten, und der besonders in der Literatur und der Malerei erstarkende Napoleonkultus begünstigte die Revancheforderung für Waterloo, aber diese Stimmung beherrschte nicht wie nach der Niederlage von Sedan das gesamte öffentliche Leben. Sie richtete sich nicht gegen den einzelnen Deutschen, ja nicht einmal gegen Deutschland, sondern nur gegen Preußen. Man machte einen großen Unterschied zwischen dem konkreten Preußen und dem abstrakten Deutschland. Das eine war ein Staat, mit dem man sich politisch auseinandersetzen hatte, das andere ein Begriff, allenfalls eine Provinz im Bereiche

des Geistes. Aber selbst dieses geistige Deutschland war den Franzosen so gut wie unbekannt, und das wenige, das sie davon wußten, stammte aus dem tendenziösen Buch der Frau von Staël, die teilweise, um Napoleon zu ärgern, die Zustände jenseits des Rheines in einer einseitigen und übertrieben günstigen Beleuchtung geschildert hatte. Sie fand dort die Tugenden, die in Frankreich nicht mehr existierten, Keuschheit, Treue, Reinheit der Sitten, Einfachheit, kurz alle die Vorzüge, mit denen die Vorstellung des Romantikers das Mittelalter auszuschnücken pflegte. Man darf sich durch das Lob der Frau von Staël nicht täuschen lassen. Sie gab wohl zu, daß die Deutschen moralisch besser als die Franzosen seien, aber dieser höhere sittliche Wert beruhte doch auf ihrer Rückständigkeit. Wie es Tacitus nicht in den Sinn kam, einen alten Germanen, weil er ein besserer Mensch war, einem Römer gleichzustellen, ebenso ist für Frau von Staël die kulturelle Überlegenheit ihrer Landsleute etwas Selbstverständliches. Deutschland mag gute Sitten haben, aber Frankreich besitzt die Kultur, es verkörpert die Gegenwart, Deutschland die Vergangenheit. Es erschien den Franzosen wie ein Stück mittelalterlicher Romantik, die in das helle Licht des 19. Jahrhunderts, wie ein Rest von Poesie, der in die Prosa der Neuzeit hineinragte. Der Name l'Allemagne wurde nicht genannt ohne die Beiworte la douce, la chaste, la romanesque; es sind die geläufigen Bezeichnungen, die die deutschen und französischen Nachahmer Walter Scotts dem Mittelalter beilegen.

Die französischen Romantiker nahmen ein besonderes Interesse an Deutschland, sie begeisterten sich, ohne es zu kennen, für dieses Land der verfallenen Ritterburgen, der kleinen Universitäten, der Duodezstaaten und der politischen Machtlosigkeit. Die französische Romantik war unpolitisch, sie lehnte die Politik in bewußter Weise ab, um völlig in der Kunst aufzugehen. Dieser Zustand schien in Deutschland verwirklicht, es erschien als das Land des reinen Geistes, das Land der Poesie und der Philosophie. Einzelne der französischen Romantiker nahmen sich die Mühe und zogen über den Rhein. Da sie aber die Sprache nicht beherrschten und in

Deutschland nur mit Literaten verkehrten, so kamen sie mit denselben Vorurteilen nach Hause, mit denen sie ausgezogen waren. Die Mehrzahl aber blieb in Paris und pries die deutsche Literatur von dort, ohne sie zu kennen. Keiner der Romantiker, die so viel von Deutschland redeten, verstand ein Wort der Sprache. Die deutschen Dichter waren in Frankreich so gut wie unbekannt, selbst Goethe. Sein Name war allen geläufig, aber von seinen Werken wurde nur der „Werther“ gelesen und „Faust“ gepriesen, der mit seinem gotischen Studierzimmer, seinem Hexen- und Teufelsput so recht geeignet war, die Vorstellung des romantisch-mystisch-mittelalterlichen Deutschlands zu verstärken. „Niemand in Frankreich kennt Goethe“, klagte nach 1849 die Gräfin d'Agoult und Sainte-Beuve verglich ihn mit Jupiter Ammon, der sich dem Sterblichen unsichtbar in seinem Tempel verborgen hält. Goethe erschien den Franzosen als Romantiker, und da sein Einfluß in Frankreich nicht auf der Form, sondern auf dem Stoff beruhte, so bewegte er sich auch zumeist in romantischer Richtung, durch „Göz“ und „Faust“ mittelalterlich, durch den „Westöstlichen Divan“ morgenländisch.

Auch die deutsche Philosophie oder wenigstens das, was man von ihr wußte, wirkte in ähnlicher Weise. Man erzählte sich, daß jenseits des Rheines von erstaunlich gelehrten Professoren eine Philosophie betrieben werde, deren Tiefsinn und Unendlichkeit im schärfsten Gegensatz zu der Klarheit und Gegenständlichkeit Voltaires stehe. Sie kam den Franzosen wie eine mystische Geheimlehre vor, und es war in erster Linie das Geheimnisvolle, das die Romantiker anzog und einzelne von ihnen an die Quelle selber lockte. Aber sie kamen vielfach nicht an die richtige Stelle wie Edgar Quinet, der seine Zeit bei dem mystisch veranlagten Kreuzer in Heidelberg verlor, oder es fehlte ihnen der geistige Schwung, wie den nüchternen Brüdern Deschamps oder dem leichteren Victor Cousin, um das Wesen der deutschen Philosophie zu begreifen. Der Schleier wurde von ihnen nicht gelüftet, und der deutsche Idealismus von Kant bis Hegel blieb für die Franzosen eine unbekanntes Wissen-

schaft, von deren unerforschlichem Tiefsinn sie ebenso fest überzeugt waren wie von ihrer vollkommenen Zwecklosigkeit. Diese Philosophie konnte sich nach ihrer Meinung nur ein Land erlauben, das auf jede praktische Betätigung, auf jede Politik, auf jedes machtvolle Ausleben in der Gegenwart verzichtete und sein Heil ausschließlich im Reiche des Geistes suchte. Im Vergleich mit den deutschen Träumern fühlte der Franzose die ganze Überlegenheit des Mannes der Tat und der gereiften Erfahrung, des Mannes, dem die Führung Europas oblag und der es dem andern überließ, gewisse Nebenfächer in mühsamer und bewunderungswürdiger Arbeit auszugestalten. So verkündete Victor Hugo: „Deutschland ist das Herz, Frankreich der Kopf. Deutschland und Frankreich verkörpern die Kultur. Deutschland empfindet, Frankreich denkt. Die Empfindung und der Gedanke bilden den Kulturmenschen.“ Man darf sich durch diese äußere Gleichstellung nicht täuschen lassen. Sie ist nur scheinbar und enthält im Grunde die Anerkennung von Frankreichs Überlegenheit. Der Kopf muß in der Wirklichkeit den Vorrang vor dem Herzen haben; der Realist lächelt über den Idealisten, er betrachtet ihn als Kind oder Dummkopf, wenn nicht gar als ein bequemes Objekt der Ausbeutung. Es war für Deutschland ein geringer Ruhm, daß man seine Philosophie und Dichtung bewunderte, denn es geschah mit dem Hintergedanken, daß dieses Deutschland zu praktischem Handeln unfähig sei und daher der politischen Führung Frankreichs bedürfe und ihm freudig folgen werde. Diese Anschauung beherrschte nicht nur die Franzosen, sondern wurde von den Liberalen, von den gebildeten und geistig führenden Schichten Deutschlands, geteilt. Sie erkannten die Überlegenheit Frankreichs an, sie glaubten an eine Verteilung der Rollen, die dem einen Volk die Dichtung, dem anderen die Politik als Domäne zugewiesen habe. Man verlangte von den Franzosen, daß sie in der Kunst die Bahnen Deutschlands, von den Deutschen, daß sie in der Politik die Bahnen Frankreichs wandelten.

Die beiden Völker verstanden sich nicht. Für eine Vermittlung, die sie wechselseitig über ihr eigenstes Wesen aufklärte, bestand ge-

wiß eine Gelegenheit, ja sie war eine Notwendigkeit. Heine hat die Herbeiführung einer Verständigung als sein Amt betrachtet. Noch in seinem Testament von 1851 erklärte er: „Es war die große Aufgabe meines Lebens, an dem herzlichen Einverständnis zwischen Deutschland und Frankreich zu arbeiten und die Ränke der Feinde der Demokratie zu vereiteln, welche die internationalen Vorurteile und Animositäten zu ihrem Nutzen ausbeuten. Ich glaube mich sowohl um meine Landsleute wie um die Franzosen wohlverdient gemacht zu haben, und die Ansprüche, welche ich auf ihren Dank besitze, sind ohne Zweifel das wertvollste Vermächtnis, das ich meiner Universalerin zuwenden kann.“ Die Versöhnung der beiden Völker war ein Lieblingsgedanke unseres Dichters, dem er zum mindesten in den ersten Jahren seines Pariser Aufenthaltes mit Eifer und, wie er glaubte, mit Erfolg nachlebte.

Die heutige Generation, die den Zusammenbruch so vieler Verständigungsaktionen erlebt hat, wird daran zweifeln, ob sich die Beziehungen der Völker durch das Wirken im Geiste verbessern lassen und ob sie nicht nur durch die materiellen Interessen und die Macht der Waffen bestimmt werden. Aber läßt man auch diese grundsätzliche Frage außer Betracht, so litt Heines Vermittlung unter der Wahl seines Standpunktes. Auch er glaubte an die Überlegenheit der Franzosen und er mußte daran glauben. Sie war ja die Voraussetzung seiner Übersiedlung nach Paris. Dieses große Opfer seines Lebens oder, wenn man nicht von einem Opfer sprechen will, diese große Veränderung sank zu einem törichten, zwecklosen Streich herab, wenn sie nicht im Interesse des Fortschritts und des Zukunftsgedankens vollzogen war. Mit der Flucht aus Deutschland hatte Heine sein Schicksal in die Schale Frankreichs gelegt, und wenn diese zu leicht befunden wurde und in die Höhe schnellte, so war seinem Leben selber der Boden entzogen und seiner Wirksamkeit fehlte die innere Berechtigung. Heine mußte an die Überlegenheit Frankreichs glauben. Er mußte sich auf den Standpunkt stellen, daß Frankreich in politischer Beziehung Deutschland weit voraus sei, daß dieses nichts Besseres tun könne als die demo-

kratischen Methoden der vorgeschrittenen lateinischen Schwester anzunehmen und sie vielleicht dafür mit den Schätzen seiner Philosophie und Poesie zu entschädigen. Man darf dabei nicht an einen Selbstbetrug des Dichters denken. Er war aufrichtig, er lebte der Überzeugung, die damals nicht nur von den Franzosen gehegt, sondern von der großen Masse der liberalen Deutschen geteilt wurde. Heine mußte an diesem Programm festhalten, es war für ihn eine Lebensfrage und er mußte alle Zweifel an seiner Richtigkeit, wenn ihm solche kamen, niederringen. Das war „la force des choses“, die Macht der Dinge, die er selbst in einem der ersten Briefe aus Paris für seine Übersiedlung nach Frankreich verantwortlich machte. Sie trieb ihn nicht nur in das fremde Land, sie schmiedete nicht nur sein Schicksal an das des fremden Volkes, sondern sie zwang ihn auch, mit allen Fasern seines Herzens an Frankreich zu glauben. Ein Zweifel an Frankreich war gleichbedeutend mit einem Zweifel an sich selber. Heine war mit dem Tag seiner Ankunft in Paris nicht mehr frei.

Die Zweifel sind ihm nicht erspart geblieben. Je länger er in dem Lande weilte, desto stärker wurden sie, ja man kann sagen, daß die innere Leere seines späteren Lebens durch die Nichterfüllung der Erwartungen verursacht wurde, die der Dichter auf Frankreich gesetzt. Es war vielleicht keine Enttäuschung, aber das Große blieb aus, das er von dem Volk seiner zweiten Heimat erhoffte. Er spricht gewöhnlich von den Franzosen mit der höchsten Bewunderung und Begeisterung. Sie sind ihm nicht nur, wie es in dem liberalen Programm stand, die Nation der Freiheit, des Fortschritts und der Revolution, sondern auch das liebenswürdigste und edelste, das höflichste und großmütigste Volk dieser Erde. Er ist bei ihrem Lob häufig in die „verdammte französische Phrase“ verfallen, die er bei andern Gelegenheiten energisch von sich wies. Aber was sollte er tun? Er kannte die gallische Selbstgefälligkeit nur zu gut und er wußte, daß er nur durch die Schmeichelei das Ohr einer Gastfreunde gewinnen konnte. Viele von seinen dithyrambischen Lobsprüchen besitzen nur den Wert eines Komplimentes, es sind captationes

benevolentiae, die in den französisch verfaßten Schriften den Ton der gesellschaftlichen Höflichkeit kaum überschreiten, in dem sachlicheren deutschen Stil dagegen den Leser unangenehm berühren und sein Gefühl oft beleidigen. Heine war nicht blind gegen die Fehler der Franzosen, wenn er auch selten von ihnen spricht. Ihre Eitelkeit und Selbstgefälligkeit waren ihm wohl bekannt, ihre Phrasenhaftigkeit, Schwaghastigkeit, Unzuverlässigkeit und Unsauberkeit wurden ihm oft unleidlich. Er durchschaute die „Großmüligkeit ihrer von Freiheit“ deklamierenden Presse, die in krassem Widerspruch zu der Schwunglosigkeit, Nüchternheit und materialistischen Gesinnung des Volkes stand, und er empfand es nicht als Vorzug, daß „alle Bande der Familie in Frankreich gelockert“ und „jede Autorität niedergebroschen“ war. Das sind gewiß schwerwiegende Zugeständnisse für einen begeisterten Anhänger Frankreichs.

Überhaupt hatte der Dichter, wenn er sein Auge in die Zukunft schweifen ließ, mehr Vertrauen zu der alten als zu der neuen Heimat, allerdings unter der Voraussetzung, daß Deutschland sich dem demokratischen Gedanken anpassen würde. Er mahnte die Franzosen dringend, sich nicht in die inneren Angelegenheiten Deutschlands zu mischen, denn er sah voraus, daß an der geeinten Kraft des deutschen Volkes ihre Eingriffe kläglich zerschellen würden. In solchen prophetischen Augenblicken stand die Erhebung Deutschlands als sicher vor seinen Augen, allerdings eine Erhebung, wie er sie verstand, durch die Revolution. „Ich rate euch, ihr Franzosen, verhaltet euch alsdann sehr stille und beileibe! hütet euch zu applaudieren. Wir könnten euch leicht mißverstehen und euch in unsrer unhöflichen Art etwas barsch zur Ruhe verweisen; denn wenn wir früherhin in unserm servil verdrossenen Zustande euch manchmal überwältigen konnten, so vermöchten wir es noch weit eher im Übermute des Freiheitsrausches. Ihr wißt ja selber, was man in einem solchen Zustand vermag, und ihr seid nicht mehr in einem solchen Zustande. Nehmt euch in acht! Ich meine es gut mit euch und deshalb sage ich euch die bittere Wahrheit. Ihr habt von dem befreiten Deutschland mehr zu befürchten als von der ganzen heiligen

Allianz mit samt allen Kroaten und Kosaken." Das sind Worte, wie sie die französische Überhebung nur selten zu hören bekam. In solchen Augenblicken drängte sich dem Dichter das Gefühl auf, daß die Freiheit in Frankreich nur eine vielgepriesene Tradition von 1789 sei und nur durch Deutschland zu einer sittlichen, welt-erobernden Macht werden könne. Aber dieses Gefühl durfte nicht zur Erkenntnis werden. Ein Blick in die traurige Gegenwart genügte, ein Vergleich der wenig befriedigenden französischen Zustände mit den völlig unbefriedigenden deutschen, um diese Ahnung niederzuringen und um Heines Glauben an Frankreich zu befestigen. Seine Auswanderung war eine endgültige Abgabe an Deutschland.

Die politische Lage der neuen Heimat entsprach seinem Ideal durchaus nicht. In Paris merkte er bald, daß „die herrliche Juli-revolution nicht so ganz gratis aufgeführt worden“ war, sondern daß „dieses Schauspiel für Götter einige Millionen gekostet“ hatte. Er sah, daß die Drahtzieher hinter der Szene alles andre als Helden und Idealisten waren, aber es überraschte ihn doch, daß „die Idee eines Bürgerkönigs ohne Hofetikette, ohne Edelknechte, ohne Kurtisanen, ohne diamantne Trinkgelder und sonstige Herrlichkeit“ in der Ferne blendender als in der unmittelbaren Nähe wirkte. Der schlaue Rechner auf dem Thron mit der posierenden Einfachheit, dem Allerweltschändedrücken und dem baumwollenen Regenschirm entsprach nicht dem demokratischen Ideal eines Königs von Volkes Gnaden. Er wirkte wie ein Karikatur der Majestät und bildete für Freund und Feind einen Gegenstand des Spottes. Er tat den Liberalen auch nicht den Gefallen, das Banner der Freiheit zu entfalten und sich zum Führer der internationalen antireaktionären Bewegung aufzuwerfen. Er war die Kreatur der Ban-tiers, die ihn auf den Thron gehoben hatten, und dachte nur daran, die Ruhe wiederherzustellen und mit Hilfe der reichen Bourgeoisie sein Königtum zu befestigen. Er ging von der richtigen Erkenntnis aus, daß Frankreich nicht stark genug war, den konservativen europäischen Mächten allein entgegenzutreten, im Gegenteil, er suchte sie zu gewinnen und seine revolutionäre Herkunft nach Möglichkeit in

Bergeffenheit zu bringen. Diese Politik bedang ein energisches Abbrücken von allen revolutionären Bestrebungen im Innern wie im Ausland. Einige republikanische Putsch, verspätete Nachzügler der Julierhebung, wurden blutig unterdrückt und das Zweikammersystem wieder eingeführt. Überhaupt wurde der konstitutionell-parlamentarische Apparat geschickt ausgenutzt, um den alten Absolutismus in verschleierter Form beizubehalten. Die legitimen Regierungen gewannen Vertrauen zu Ludwig Philipp und sahen in ihm bald den besten Verteidiger gegen die Revolution, zumal da er nichts tat, um die internationale europäische Bewegung, die auf Frankreich und das Bürgerkönigtum hoffte, zu unterstützen. In Italien wich er vor den österreichischen Ansprüchen zurück und er rührte keinen Finger zur Rettung der Polen, sondern ließ es geschehen, daß ihre Erhebung, die von den Sympathien des gesamten liberalen Europas getragen wurde, von den Russen in der grausamsten Weise niedergeschlagen wurde. Den Fall von Warschau betrachtete zwar nicht die Regierung des Bürgerkönigs, aber das französische Volk wie eine persönliche Niederlage. Ludwig Phillips nüchterne, auf Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung um jeden Preis gerichtete Politik entsprach den phantastischen Wünschen nicht, die die Freiheitsmänner hegten und die Barden der napoleonischen Legende pflegten. Die Eitelkeit der Franzosen wurde nicht befriedigt, die sich eingebildet hatten, durch den Sturz der Bourbonen wieder an die Spitze von Europa zu treten.

Seine ist nie ein wirklicher Politiker gewesen. Es fehlte ihm zu einem solchen so ziemlich alles. Er besaß keine wirtschaftlichen Kenntnisse, keinen Einblick in die bewegenden Kräfte seiner Zeit und kein Augenmaß für das Erreichbare und Mögliche. Er war ein Dichter, den eine Reihe von Ereignissen, meist persönlicher Natur, in eine Oppositionsstellung getrieben und zu einem gläubigen Vertreter der liberalen Idee gemacht hatten. Die Julirevolution bedeutete in seinen Augen einen glänzenden Sieg der Idee, und wenn dieser Sieg nicht zur vollen Niederwerfung der reaktionären Gewalten ausgenutzt wurde, so lag es nach seiner Meinung nur

daran, daß die Sieger, also in erster Linie Louis Philipp und seine Minister, aus Bosheit oder aus Ungeschick den Erfolg vereitelten oder nicht wollten. Sie hatten sich von dem Adel und den Pfaffen wieder einfangen lassen, denn diese beiden Stände waren es, die keine gewohnheitsmäßig für alle Übel verantwortlich machte und als die Feinde betrachtete, die den Sieg der Idee und damit die Neugeburt der Welt zu paradiesischen Zuständen verhinderten. Die Opposition in Frankreich sah in Louis Philipp einen Verräter an der Sache des Volkes, des Volkes, das ihn unter Einsatz des eignen Lebens auf den Thron erhoben hatte. Wäre der Dichter konsequent gewesen, so hätte er nach seiner ganzen Vergangenheit die Ansicht der Republikaner sich aneignen müssen. Aber er war nicht konsequent, und nicht nur weil er ein Jahresgehalt von der französischen Regierung empfing, sondern schon vor diesem Ereignis trennte er sich von den Radikalen. Er scheute sich, die praktischen Folgerungen aus der Idee zu ziehen. Die liberale Idee hatte für ihn einen poetischen Reiz. Nicht die Überzeugung, sondern die Phantasie zwang ihm die Rolle des Volkstribunen auf; es schmeichelte seiner Eigenliebe und Eitelkeit, das Banner Europas in dem großen Freiheitskampf zu tragen. Aber die ästhetische Form des Kampfes war dem Dichter interessanter als der Kampf selber, und sobald der Kampf nicht mehr ästhetisch geführt wurde, also in dem Augenblick, wo die Politik ihre ausschließlichen Rechte geltend machte, erlahmte sein Eifer. Den praktischen Ansprüchen konnte er nicht gerecht werden. Die Entsagung, die die Rolle des Freiheitskämpfers erforderte, widerstrebte seiner innersten Natur. Er fand in Paris zwar unerfreuliche politische Verhältnisse, aber sonst recht angenehme Lebensbedingungen, und er konnte sich nicht entschließen, zugunsten der Idee auf sie zu verzichten. Er war bereit, weiter für die Revolution zu wirken, aber er wollte dabei die Vorteile der bestehenden Staatsordnung genießen. Er übersah, daß er damit eine unhaltbare Zwitterstellung einnahm. Er glaubte, mit seiner Auswanderung aus Deutschland der Sache ein ungeheures Opfer gebracht zu haben, und er ahnte nicht, daß, wenn er konsequent war,

dieses Opfer nur das erste auf einem langen, langen Leidenspfad war, daß der Mann des Volkes und der Freiheit auf alles, mag es nun Poesie, Persönlichkeit und eigenes Glück, verzichten muß, um ganz der Sache zu leben. Das lag nicht in Heines Natur, es lag überhaupt nicht in der Natur der Männer, die unter dem Individualismus der Romantik herangewachsen waren.

Von den Deutschen in Paris war der Dichter bei seiner Ankunft freudig begrüßt worden. Es sollen damals an 80 000 Deutsche in der französischen Hauptstadt gelebt haben. Wenn diese Zahl richtig ist, so waren es in der überwiegenden Mehrzahl Handwerker, Angestellte und kleine Gewerbetreibende, die still für sich ohne Zusammenschluß ihrem Verdienst nachgingen und politisch nicht die geringste Rolle spielten. Es spricht für ihre Teilnahmslosigkeit am öffentlichen Leben, daß mehrfache Versuche, eine deutsche Zeitung in Paris zu gründen, gescheitert waren. Diese große Masse von Deutschen brachte nicht die genügende Zahl von Lesern und Abonnenten auf, um ein bescheidenes Wochen- oder Monatsblatt zu unterhalten. Der Beruf fettete sie an Frankreich und entfremdete sie dem Deutschtum. Trotzdem existierte ein gewisses geistiges deutsches Leben in Paris. Es gruppierte sich um den im In- und Ausland geachteten Buchladen von Heideloff und Campe, wo die neuesten Zeitungen aus der Heimat zur Lektüre, die neuesten Bücher zur Ansicht und zum Kaufe auslagen. Den Mittelpunkt dieses Deutschtums bildeten die Korrespondenten der großen Zeitungen in Köln, München, Augsburg, Frankfurt und Berlin. Wie die Verhältnisse damals lagen, war es für ein deutsches Blatt das Wichtigste, in Paris gut vertreten und von dort gut unterrichtet zu werden. So vereinigten sich in der Hauptstadt eine Reihe trefflicher Männer, nicht einseitige Politiker, denn es lag ihnen auch ob, das heimische Publikum über alles Neue in der französischen Kunst, Literatur und Wissenschaft aufzuklären. Sie bildeten den dauernden, wenn auch beständig wechselnden Mittelpunkt für die zahlreichen deutschen Künstler und Gelehrten, die durch die überragende Stellung von Paris angelockt, dort mehr oder minder langen Aufenthalt nahmen.

Die Beschwerlichkeit der Reise nahm das wenig verwöhnte Geschlecht von damals gern in den Kauf, wenn es galt, zu lernen und sich zu bilden. Alexander v. Humboldt, Hebbel, Grillparzer, Anastasius Grün (Graf Auersperg), Fürst Bückler, Richard Wagner, Heinrich Laube, Fanny Lewald, Adolph Stahr und viele andre weilten häufig in Paris. Kaum einer von Heines alten Freunden ließ es sich nehmen, ihn dort aufzusuchen. Diese Besuche hielten den Dichter in dauernder Verbindung mit der Heimat, das geistige Band zwischen Paris und Deutschland war viel stärker als fünfzig Jahre später, trotzdem die Verkehrsmittel in der Zwischenzeit die räumliche Entfernung verkleinert hatten. Die Behauptung ist nicht übertrieben, daß ein Teil des geistigen deutschen Lebens nach Paris verlegt war, vor allem ein großer Teil des politischen Lebens.

Viele Deutsche, die mit den heimischen Regierungen in Konflikt geraten waren, hatten sich nach Paris geflüchtet. Teils waren es wirklich Ausgewiesene, teils Leute, die es zu Recht oder Unrecht für besser hielten, das deutsche Gebiet und die Reichweite der bundesstaatlichen Polizei zu meiden. Diese Flüchtlinge bildeten eine sehr gemischte Gesellschaft, vielfach waren es reine Idealisten von makellosem Ruf und Wandel, vielfach recht zweifelhafte Elemente, auf die der Ausdruck „Schnorrer und Verschwörer“ angewendet werden darf. In der Fremde nahm man es nicht so genau, man fühlte sich als Schicksalsgenossen, als Opfer der Tyrannei und dachte nicht daran, den Fall jedes einzelnen zu untersuchen. Das geistige Haupt dieser Gesellschaft, denn von einer Partei läßt sich kaum reden, bildete Ludwig Börne oder, wie sein Geburtsname lautet, Löw Baruch. Beim Ausbruch der Julirevolution war er nach Paris geeilt, um das Werk der Freiheit zu vollenden und womöglich nach Deutschland zu übertragen. „Er war“, wie ihm selbst Heine, sein erbitterter Gegner, bezeugen mußte, „ein Patriot vom Wirbel bis zur Zehe, und das Vaterland war seine ganze Liebe.“ Das ist gewiß ehrenvoll für einen Mann, der noch die ganze Schmach der Frankfurter Judengasse durchlebt und sein Amt verloren hatte, als durch den Sieg der Deutschen 1814 die kaum

Republikaner

Börne

errungene Gleichberechtigung der Juden wieder aufgehoben wurde. Börne bekannte sich zum Liberalismus, nicht um persönlich erlittenes Unrecht zu rächen, sondern mit der vollen Ehrlichkeit und Sachlichkeit der Überzeugung. Er wurde ein unermüdlicher Vorkämpfer der liberalen Bewegung und er hat sie gefördert, soweit das nur durch Charakter geschehen konnte. Denn so verschieden er sonst von Heine war, er glich ihm in dem Mangel jeder Befähigung zur praktischen Politik. Deutscher Doktrinarismus und jüdischer Buchstabenglaube verbanden sich zu einer Weltfremdheit, Einsicht und Urteilslosigkeit, wie sie in gleicher Weise kaum wieder vorgekommen sind. Börne war politisch ein ebenso großes wie reines Kind, und das Schlimme war nur, daß seine Kindereien von den Zeitgenossen ernst genommen, ja als Inbegriff von politischer Weisheit bewundert wurden. Er war das Ideal des Liberalismus, von allen angebetet und verehrt, außer von Heine, dessen Spott die republikanische Starrheit des Mannes, dessen Abneigung das Unkünstlerische seines Wesens herausforderte. Der Kunst stand Börne mit der ganzen Verständnislosigkeit des Talmudisten gegenüber. Daraus wird man ihm keinen Vorwurf machen, wohl aber, daß er es trotzdem wagte, über Kunst zu schreiben. Gegen Goethe verspürte er einen persönlichen Haß, er sah in ihm „den kleinsten Menschen, den feigen Philister, Kleinstädter und Fürstendiener“. Er hegte gegen den Genius der Poesie die Empfindung Zagos, der sich durch die „lichte Schönheit“ des Antipoden „verhäßlicht“ fühlt. Heine sah die Angriffe des borniert naiven Börne gegen Goethe nicht ungern, solange dieser letzte Sproß der Kunstperiode am Leben war; nach seinem Tode war der Druck des größeren Meisters von der Seele des kleineren Dichters genommen und er betrachtete Börnes Ausfälle nur noch als Kindereien eines ahnungslosen politischen Kammergießers.

Es war natürlich, daß unter der liberalen deutschen Gruppe in Paris die radikale Richtung die Oberhand gewann. Eine Verantwortung hatten die Leute so wenig wie eine praktische Aufgabe, und so kam es, daß die lautesten Deklamatoren als die stärksten und konsequentesten Vorkämpfer erschienen. Börne war nicht der

Mann, das extreme Treiben zu mäßigen, im Gegenteil, er ließ sich immer mehr von der republikanischen Strömung abtreiben. Die Partei fand einen Rückhalt an den französischen Republikanern und trat mit den Republikanern in den andern romanischen Ländern in solidarische Verbindung. Ihr Organ, die „Tribüne“, rasselte unter dem Schutz der französischen Pressfreiheit mit revolutionären Phrasen, die der Regierung des Bürgerkönigs recht lästig waren und den fremden Gesandten häufig Anlaß zu Beschwerden gaben, obgleich diese mehr lärmende als gefährliche Propaganda in Deutschland nur einen sehr schwachen Widerhall fand. Gerade diese Kreise begrüßten Heine mit besonderem Eifer in Paris. Sie wußten seine Feder zu schätzen und betrachteten es als selbstverständlich, daß ein Mann von seiner Vergangenheit sich mit Wort und Tat in den Dienst ihrer „heiligen Sache“ stellen würde. Um so schmerzlicher war ihre Überraschung, als der Ankömmling nicht die geringste Luft verspürte, sich mit den „deutschen Jakobinern, den Tribüneleuten, den Patrioten und Vaterlandsrettern“, wie er sie nannte, auf Gedeih und Verderb zu verbinden, ja daß sein revolutionärer Eifer mit der Übersiedlung nach Paris erkaltete. Er amüsierte sich vortrefflich, besuchte Museen, ging ins Theater und unterhielt sich mit französischen Künstlern, statt den Brandreden in dem deutschen Verschwörerklub zu lauschen und über die Absetzung der Bundesfürsten zu debattieren. Dieses eintönige Geschimpfe war Heine widerwärtig, nicht weil es zwecklos und politisch unpraktisch war, sondern weil es sein ästhetisches Gefühl beleidigte. Die Gesellschaft der deutschen Republikaner war ihm aufs äußerste „fatal“ und ihren Führer Börne hielt er, wie er an seine deutschen Freunde schrieb, für verrückt, wenn er auch aus Klugheit und Parteirücksichten seine Meinung nicht auszusprechen wagte. Er ging so weit, daß er in den „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski“ die Zoten häufte, denn — meinte er — „besser, man sagt, ich sei ein Gassenjunge, als daß man mich für einen allzu ernstern Vaterlandsretter hält“. Er wollte von den Republikanern nichts wissen, deren hohles und lächerliches Verschwörertum ihn anwiderte. Er sah wie Dante,

daß er durch die Flucht aus der Heimat in eine „schmähliche Gesellschaft“ geraten war.

Man täte Heine als Mensch und Dichter Unrecht, wollte man ihn mit dem Maßstabe Dantes messen. Wenn es geschieht, so trägt er selber die Schuld, er selbst hat häufig sein Pariser Exil mit den Worten dieses größten Verbannten aus Florenz geschildert und hat dadurch den Vergleich herausgefordert. Er fällt zuungunsten des modernen Dichters aus. Dante wurde aus der Vaterstadt ausgestoßen und von seinen Mitbürgern zum Feuertod verurteilt, Heine ging, weil er sich in Deutschland unmöglich gemacht hatte und keine Anstellung fand. Dante lebte in bitterster Armut, Heine verbrachte recht behagliche Tage in Paris, und wenn er den Fuß auf fremde Treppen setzen und das bittere Salz fremder Tische essen mußte, so lag es daran, daß er sich mit seinen bescheidenen Renten nicht einzurichten wußte. Der Florentiner bildete stolz eine Partei für sich, als er die Richtigkeit seiner Schicksalsgenossen erkannte, der Deutsche suchte zwischen den Parteien hindurchzusteuern und bald der einen, bald der andern gerecht zu werden. Heine hat sich gelegentlich in den Mantel des großen Verbannten gehüllt, er paßte ihm nicht besser als der Königsmantel einem Schauspieler, denn unter der Hülle fehlt das königliche Herz. Dante trug die Dualen der europäischen Christenheit in sich, Heine nur sein eignes kleines Weh. Auch er hat unter der Entfernung von der Heimat gelitten, aber sein Kummer war in erster Linie ästhetisch. Nicht das Schicksal des Vaterlandes bedrückte ihn, sondern ihm fehlte die deutsche Sprache, das Lebenselement des Dichters. Für diesen Kummer weiß er ergreifende Worte zu finden: „Glücklich sind die, welche in den Kerkern der Heimat ruhig hinmodern . . . denn diese Kerker sind eine Heimat mit eisernen Stangen, und deutsche Luft weht hindurch, und der Schlüsselmeister, wenn er nicht ganz stumm ist, spricht er die deutsche Sprache! . . . Es sind heute über sechs Monde, daß kein deutscher Laut an mein Ohr klang, und alles, was ich dichte und trachte, kleidet sich mühsam in ausländische Redensarten . . . Ihr habt vielleicht einen Begriff vom

leiblichen Exil, jedoch vom geistigen Exil kann nur ein deutscher Dichter sich eine Vorstellung machen, der sich gezwungen sähe, den ganzen Tag französisch zu sprechen, zu schreiben und sogar des Nachts am Herzen der Geliebten französisch zu seufzen! Auch meine Gedanken sind exiliert, exiliert in eine fremde Sprache."

Das Gefühl der geistigen Zugehörigkeit zu Deutschland hat Heine sich stets bewahrt, und dies Gefühl hat ihn verhindert, Franzose zu werden, obgleich einem Mann in seiner Lage die französische Staatsangehörigkeit manchen Vorteil bot. Vorbereitungen zu seiner Naturalisierung hat er mehrfach getroffen, aber zu dem entscheidenden Schritt konnte er sich nicht entschließen. Er wußte, daß ein deutscher Dichter ein Deutscher bleiben muß. Auf seinem Grabe sollte stehen: „Hier ruht ein deutscher Dichter.“ Dieses Festhalten am Lande seiner Geburt muß man Heine, an dem so viel zu tadeln ist, hoch anrechnen.

Man kann es dem Dichter nachfühlen, daß er unter der abstoßenden Wirkung des republikanischen Treibens auf der einen, unter dem Eindruck des lebenslustigen, sonnigen Paris auf der andern Seite sehr geringe Lust verspürte, den politischen Kampf fortzusetzen, geschweige zu verschärfen, wie die Börne und Genossen von ihm verlangten. Die neue Umgebung entsprach ganz seiner Neigung, die wechselnden Bilder der Großstadt befriedigten und beruhigten seine stets nach neuen Eindrücken verlangenden Sinne. Sie boten ihm eine Fülle von Anregung, so daß alle seine künstlerischen Neigungen wieder erwachten und daß er sich am liebsten, wie er Barnhagen schrieb, nur mit Kunst, Philosophie und Religion beschäftigt hätte. Schon im Mai 1832 teilte er dem Freunde mit: „Ich stehe jetzt auf Friedensfuß mit allem Bestehenden, und wenn ich auch noch nicht desarmiere, so geschieht es nur der Demagogen wegen, gegen welche ich einen schweren Stand hatte und noch habe.“ Die Republikaner verlangten von ihm eine klare Stellungnahme, sie forderten, daß er sich offen für oder gegen sie erkläre, und als der Dichter zögerte, als er weder aus seiner Mäßigung heraustreten noch die schmeichelhafte Rolle des Tribünen abgeben wollte,

scheuten sie vor den schlimmsten Mitteln nicht zurück, um Heines Entscheidung zu erzwingen. Sie druckten unter sinnentstellenden Auslassungen einzelne seiner Aufsätze in ihren Pariser Partei- blättchen nach, so daß sie nicht mehr gemäßigt, sondern ausgesprochen regierungsfreundlich klangen und stellten den Verfasser selbst als österreichischen bezahlten Agenten hin. Obgleich der Dichter das Manöver durchschaute, so verfehlte es doch seinen Zweck nicht. Heine zog schärfere Saiten auf. Er glaubte das seiner Vergangenheit und seinem Ruf schuldig zu sein. Er hielt es für unklug, mit den Radikalen zu brechen, und für unvorsichtig, seine wahre Meinung über Börne auszusprechen. Er fürchtete sich vor dessen Gefolgschaft. Er fürchtete, als ein Verteidiger des Königtums, als ein Anhänger des Adels und der Pfaffen, kurz als ein Volksverräter verlästert zu werden, und er befürchtete auch eine direkte Gewalttat von republikanischer Seite. Er zitterte vor Gefahren, die ihm von den Vaterlandsrettern drohten.

Auf der andern Seite wollte er auch sein ruhiges Leben in Paris nicht auf das Spiel setzen. Die Angst, die ihn schon in der Heimat beherrschte, verfolgte ihn auch in der Fremde. Überall witterte er preußische Spione, obgleich er sich bei ruhiger Überlegung selbst sagte, daß er sich nicht „wegen seiner politischen Stellung irgend einer Gefahr aussetzte“. Trotzdem ging er so weit, den preußischen Gesandten aufzusuchen, um ihm zu erklären, daß er nichts Böses gegen Preußen im Schilde führe. Der heimliche Schritt sicherte ihn nach rechts, gefährdete ihn aber, wenn er ruchbar wurde, desto mehr nach links. Diese Sorge zwang ihn wieder, den Demagogen entgegenzukommen, die er im Grunde seines Herzens haßte und verachtete. Sie waren es, die ihn verhinderten, das Leben seiner Wahl in Paris zu führen, in ihnen lebte seine eigene Vergangenheit, die ihn durch das Gewicht der Verhältnisse, la force des choses, zwang, radikal zu bleiben und noch radikaler zu werden. Heine sah in der Republik nicht die für Deutschland geeignete Staatsform, aber wenn er über diese Frage auch mit sich hätte reden lassen, so wollte er sich doch mit den Regierungen nicht völlig überwerfen, weder mit der französischen

noch der preußischen. Zunächst freilich hoffte und wünschte er von ihnen nichts, aber er wollte sich auch für die Zukunft den Weg zu ihnen nicht gänzlich versperren. Die Schärfe seiner Waffen zeigte er ihnen gerne, schon um ihnen den richtigen Maßstab des Gegners und den Wert seiner Person vor Augen zu halten; aber das war noch kein Grund, sie so tödlich zu verletzen, daß eine Ausöhnung für alle Zeit unmöglich wurde.

Durch diese sich kreuzenden Erwägungen und widersprechende Rücksichtnahme bald auf rechts bald auf links bekommt Heines Haltung etwas Unaufrichtiges und Halbes. Mit dem einen Auge schießt er nach der Regierung, mit dem andern nach den Radikalen. Sagt er sich beispielsweise in den „Französischen Zuständen“ offen von dem republikanischen Programm los, so glaubt er es dadurch wieder gut zu machen, daß er den Republikanern als Menschen die höchste Anerkennung ausspricht. Tritt er in dieser Schrift für das Königtum ein, so versteht er sie mit einer Einleitung, die von Gehässigkeiten gegen Preußen stroht. Versetzt er zur Wonne der Konservativen dem toten Börne einen Fußtritt, der dieses Ideal der Liberalen zertrümmert, so hofft er das durch das „Wintermärchen“, die schmählichste Satire, die je gegen Deutschland gerichtet ist, wieder auszugleichen. Er sucht sich mühsam zwischen den Extremen zu behaupten, er war bestrebt, es mit niemand zu verderben, und wollte sich keiner Partei auf Gnade und Ungnade ausliefern. Bei diesem politischen Gieranz ist Heine zwar manchmal unangenehm angestoßen, aber es gelang ihm doch, ihn länger als ein Jahrzehnt fortzuführen, ohne daß er sich zwingen ließ, sich einer Partei ausschließlich hinzugeben. Dazu gehörte eine Gewandtheit und geistige Regsamkeit, wie sie nur seiner Proteusnatur eigen war. Er war ein Meister der doppeldeutigen Phrase, er beherrschte mit vollendeter Virtuosität die Kunst, seine Meinung hinter halben Worten zu verbergen, die dem einen dies, dem andern das Gegenteil besagten. Er zwingt den Leser, zwischen den Zeilen zu lesen, und er suggeriert ihm nicht, was geschrieben steht, sondern was der Leser zu vernehmen wünscht.

Im Kampfe gegen die Zensur hat Heine diese Fertigkeit erworben. Er spielt eine große Rolle in der Ausbildung seines Stiles. Da mußte jedes Wort erwogen, der wahre Sinn versteckt, das Gefährlichste in möglichst harmlose Form gekleidet werden, sonst fiel es der Schere zum Opfer. Widersprüche erschienen als Kriegslift, Anerkennung des Bestehenden als Schmeichelei, um die Aufmerksamkeit des Zensors abzulenken. Alle Mittel waren dem Autor erlaubt, wenn sie es ihm ermöglichten, sein Boot durch die Klippen der Zensur hindurchzusteuern. Diese literarischen Kämpfe mußten mit der ganzen Gerissenheit eines Freibeuters und Schmugglers geführt werden, der außerhalb des Gesetzes steht. Einen „journalistischen Schleichhändler“ hat sich der Dichter selber genannt. Es kam ihm darauf an, „die gute Ladung, die er an Bord hat, in den Hafen der öffentlichen Meinung zu führen“, gleichgültig gegen die Mittel, die er gebrauchte. Diese nach heutigen Begriffen unaufrichtige Kampfweise erklärt manche Zweideutigkeit in seinen Schriften, aber selbst wenn man diesem Notstand der damaligen Schriftsteller Rechnung trägt, so bleiben doch zahlreiche Halbheiten und sachliche Widersprüche bestehen, die aus seinem Charakter, seinem Schwanken und Lavieren zwischen den Parteien hervorgingen. Es fiel den Gegnern nicht schwer, diese Blößen aufzudecken. Börne verhöhnte ihn als den „Jesuiten der Freiheit“, andere spotteten über den „Salondemagogen“, aber er wurde trotzdem von allen, wenn auch widerwillig, ernst genommen, von den Regierungen und dem Publikum, von den Royalisten und den Republikanern, weil hinter diesen Widersprüchen ein Mann stand, keine starke Persönlichkeit, aber doch ein Mann der über die Waffen des menschlichen Geistes, über Pathos, Laune, Witz und Satire mit einer von keinem andern erreichten Meisterschaft gebot. Der Dichter Heine verlieh dem Journalisten und Politiker eine ungeahnte Bedeutung, die Form ist es, die selbst in seinen Prosaschriften die Schwäche seiner politischen Stellung verdeckt.

Heine war eine Macht im deutschen Geistesleben, mit der man sich abfinden mußte. Selbst die Gegner gaben das zu. Und diese

Macht wurde durch die Übersiedlung nach Frankreich gesteigert. Der Dichter war dort der Alltagsmisère entrückt, er gewann das Pathos der Distanz und die Weltstadt als den Resonanzboden seiner Stimme. Er war zwar nicht der gelesenste deutsche Autor, denn gegen die Romanfabrikanten konnte er nicht aufkommen, auch nicht der geachtetste, aber der beste Schriftsteller. Wenn er diesen Ruhm in einem Brief an seinen Bruder in Anspruch nimmt, so mag das freilich, selbst mit der Einschränkung, daß er ein Eingängiger unter Blinden sei, anmaßend klingen, aber die Tatsache selbst war nicht abzustreiten. Sein Stil wurde von niemand erreicht und dieser hinreißende Stil zwang das Publikum in seinen Bann. Bei jedem Ereignis fragte man: Was sagt Heine dazu? Man wollte seine Ansicht hören und nach ihr formten sich die gebildeten Schichten Deutschlands die ihre, sei es daß sie ihm beistimmten, sei es daß sie ihm widersprachen. Nach seinem Urteil schieden sich die Parteien, aber gelesen wurde er von allen.

Die ersten Jahre in Paris bezeichnen Heines Höhepunkt. Es ist begreiflich, daß er von den Verlegern gesucht wurde. Angebote kamen ihm aus allen Städten. Man drängte sich danach, seinen Namen, wenn nicht als Verfasser, so doch als Herausgeber auf ein neues Buch zu setzen oder sich von ihm eine Einleitung und Vorrede schreiben zu lassen. Trotz dieser Lockungen von anderer Seite und trotz der Mißhelligkeiten, die die Herausgabe jedes Bandes verursachte, ist Heine seinem Hamburger Campe stets treu geblieben, obgleich er ihm manchmal klarmachen mußte, daß er „kein kleiner Junge“ mehr, sondern in den zehn Jahren ihrer Bekanntschaft „erschrecklich gewachsen“ sei. „Und gar in den letzten Jahren; Sie haben keinen Begriff davon, wie ich groß geworden bin. Ich überrage einen ganzen Kopf hoch eine Menge Schriftsteller.“ — Die letzten vier Jahre sind die Zeit in Paris, die Verbannung hatte Heines literarische Stellung und seinen Einfluß auf das Publikum wesentlich gehoben.

Die Volksstimmung neigt sich immer dem zu, der Mitleid zu verdienen scheint. Heine hatte das im Falle Platen gründlich erfahren, und

diese Erfahrung war nicht verloren. Er verstand es trefflich, die Übersiedlung nach Paris als Verbannung hinzustellen, er wußte auch die kaum berechnete Kunde zu verbreiten, daß er nicht nach Deutschland zurückkehren könne, ohne verhaftet zu werden. Dieses scheinbare Martyrium trug viel dazu bei, sein Ansehen zu heben, die Erinnerung an seine alten Fehler zu tilgen und das Gewicht seiner Werke zu vermehren. *Minuit praesentia famam*, aber die Entfernung mehrt sie. „Heine in Paris“ war eine ganz andre Persönlichkeit als der Jude Heine in Hamburg. Das deutsche Publikum war begierig, von ihm zu hören. Die Schilderung eines Besuches bei Heine war jeder Zeitung eine willkommene Gabe, und jeder Deutsche von Ruf, der nach Paris kam, suchte die Bekanntschaft des Dichters zu machen. Er hatte sich selbst in seinen Schriften so stark in den Vordergrund gedrängt, daß das Publikum sich beinahe mehr für seine Person als seine Bücher interessierte. Der Kampf um Heine trägt dadurch einen so unangenehmen persönlichen Charakter. Die Gegner befassen sich nicht mit seinen Leistungen, sondern mit seiner Person, sie üben keine sachliche Kritik, sondern sie suchen ihn als Menschen herabzusetzen, und wie ihm jedes Mittel recht war, sich zur Geltung zu bringen, so war ihnen keine Waffe zu gemein, um sie gegen den Dichter zu gebrauchen. Selten ist ein Mensch in so infamer Weise verleumdete, verlästert und beschimpft worden wie Heine. Mehr als einmal war er genötigt, sich gegen diese Angriffe in öffentlichen Erklärungen zur Wehr zu setzen. Selbst die Erpressung ist an ihn herangetreten. Der leicht eingeschüchterte, von Natur ängstliche Dichter ließ sich bestimmen, den Schuften Schweigegelder zu bezahlen, die er sich natürlich erst wieder bei guten Freunden borgen mußte.

Die Deutschen, die mit Heine in Paris in Berührung kamen und sein nicht einwandfreies Leben mitlebten, haben sich nicht von der besten Seite gezeigt. Es gab sicher viel unerfreuliche Punkte im Dasein des Dichters, aber gerade dieser alltägliche Schmutz wurde von den Besuchern mit Behagen aufgegriffen und in die Öffentlichkeit gezerret. Diese Erfahrungen haben Heine gegen die

Heimat erbittert und haben ihm den Umgang mit den Deutschen in Paris verleidet. Es ist kein Zweifel, daß er den Verkehr mit den Franzosen vorzog. Sie stießen sich nicht an seine jüdische Abstammung, sie wußten nichts von seinen unliebsamen, ja sogar unsaubereren literarischen Händeln, sie kannten nur den berühmten Dichter „le spirituel Allemand“. Im Gegensatz zu Börne, der zwar in Frankreich, aber nicht mit den Franzosen lebte, suchte Heine die Gesellschaft von Paris. Er wollte ja nur nicht wie jener aus Frankreich auf Deutschland wirken, sondern beide Länder miteinander in Verbindung bringen und geistig durchdringen. Er wollte auch als französischer Schriftsteller auftreten. Dazu mußte er sich die nötigen Verbindungen schaffen, er mußte, wie er es einmal spöttisch ausdrückte, den „Lohnlakai des eignen Ruhmes spielen“.

Das romantisch-historische Prinzip, das sich verspätet auch in Frankreich durchsetzte, gab dem Geistesleben des Landes eine neue Blüte. Die Poesie wies Namen auf wie Victor Hugo, Alfred de Vigny, Georges Sand, Lamartine, Mérimée, Theophile Gautier und Dumas père, die Geschichtschreibung Guizot, Mignet, Thiers, die Malerei Horace Vernet, Delaroche, Ary Scheffer, die Naturwissenschaften Cuvier und Geoffroy Saint-Hilaire. Die Dichter und Historiker hat Heine alle persönlich gekannt und er war stolz darauf, daß er „amicalement“ mit ihnen verkehre, aber man darf sich von diesem Verkehr keine zu großen Vorstellungen machen. Die vier größten von ihnen, Victor Hugo, Mérimée, de Vigny und Lamartine, erwähnen Heines Namen niemals in ihren Schriften und Korrespondenzen, Thiers und Guizot, die zugleich Staatsmänner waren, sahen in ihm nur den ausländischen Journalisten, dem sie eine bescheidene Jahresrente zuwandten. Intime Beziehungen bestanden nur zu Theophile Gautier, Mignet und der geistvollen Schriftstellerin Georges Sand, die Heine als ihren Cousin bezeichnete. Aber auch ihr Interesse galt nicht dem Dichter, von dessen Originalwerken sie ja zunächst keine Zeile lesen konnten, sondern dem gut empfundenen Fremden, dem amüsanten Gesellschafter, mit dem sie im Salon oder Restaurant zusammenkamen.

Heine hat mit der Zeit einen bedeutenden Einfluß auf die französische Literatur ausgeübt, besonders auf die Lyrik, seine unmittelbare Wirkung auf das Publikum war dagegen sehr gering. Bücher von Ausländern finden in Frankreich schwer Eingang und selbst die französisch verfaßten Schriften des Dichters blieben der großen Masse der Leser fremd und wurden nur in der Pariser literarischen und kosmopolitischen Gesellschaft beachtet. Dort waren sie eine Sensation. Heine vergleicht einmal die Wirkung seines Buches mit der, die der Geigenspieler Paganini oder der Mörder Fieschi hervorrief. Nicht mit Unrecht. Dieselben Kreise, dieses selbe Tout-Paris schwärmte heute für den Virtuosen oder diskutirte eine Mordtat und bestaunte am nächsten Tag den deutschen Dichter, der französische Bücher schrieb und Geist zeigte wie ein echter Franzose. Acht Tage sprach man davon, bis ein neues gesellschaftliches Ereignis das alte ablöste. Heine war eine angestaunte Sehenswürdigkeit der internationalen Pariser Gesellschaft, die sich um die literarischen Autoritäten gruppierete, und in den Häusern der meist ebenso internationalen Finanzwelt. Was bedeutete ihnen ein deutscher Dichter? Heine sagt es selber: „Ein deutscher Dichter war ehemals ein Mensch, der einen abgeschabten, zerrissenen Rock trug, Kindtauf- und Hochzeitgedichte für einen Taler das Stück verfertigte, statt der guten Gesellschaft, die ihn abwies, desto bessere Getränke genoß, auch wohl des Abends betrunken in der Gasse lag, zärtlich geküßt von Lunas gefühlvollen Strahlen. Wenn sie alt geworden, pflegten diese Menschen noch tiefer in ihr Elend zu versinken, und es war freilich ein Elend ohne Sorge, oder dessen einzige Sorge darin besteht: wo man den meisten Schnaps für das wenigste Geld haben kann?“ Dieses Bild, das selbst auf die Autoren vor Goethe nicht trifft, ist aus dem Vorstellungskreis der Pariser Gesellschaft entworfen. Heine mag seine Freunde in dieser Auffassung bestärkt haben, denn sie bildete ja eine glänzende Folie für ihn selber. Mußte er nach dieser Schilderung nicht wie ein Wunder auf die Franzosen wirken? Er war doch auch ein deutscher Dichter und er trank keinen Schnaps. Er kleidete sich elegant,

er wußte sich in Gesellschaft zu benehmen, er aß mit Anstand, verstand sich auf gute Küche und führte eine geistreiche Unterhaltung. Er war bemüht, sich als Boulevardier zu geben. Die Deutschen, die ihn damals aufsuchten, waren erstaunt, in dem Dichter des „Buch der Lieder“ und der „Reisebilder“ einen heiteren Lebemann mit einem Ansatze zu einem epikuräischen Bäumlein zu finden, der in den Pariser Gassen herumbummelte, den hübschen Grisetten nachsah und bei keinem gesellschaftlichen Ereignis von Bedeutung, war es nun das Auftreten der berühmten Sängerin Catalani oder die erste Vorstellung eines Dumaschen Stückes, seinen Orchesterstuhl leer ließ. Er plauderte, wenn auch mit einem „accent germanique très prononcé et fort désagréable“, wie ein echter Pariser, er erzählte die neuesten Skandalchen aus der Welt der Literatur und des Theaters und mokirte sich in ausgelassener Laune über alles und jedes. „Er ist völlig naturalisiert, er gehört ganz zu uns“, erklärte Sainte-Beuve schon 1833. Ja, Heine übertrieb diese Rolle, er verfiel, wie die Romanschriftstellerin Georges Sand berichtet, in die „monomanie du calembour“, er wollte witzig um jeden Preis sein, weil er die Pariser daran gewöhnt hatte, daß dieser „geistreiche Deutsche“, dieses erstaunliche Ausnahmewesen, Witz und Geist besaß.

Als Witzbold, als Erzähler von geistreichen Anekdoten, von schlagenden Antworten und bissigen Aphorismen lebt das Bild des Dichters noch heute unter den Franzosen fort. Zahllose Witze, an die er nie gedacht hat, schleppen sich unter seinem Namen von Geschlecht zu Geschlecht. Es ist kein großer Ruhm, den sich der deutsche Sänger in seiner zweiten Heimat erworben hat. Seine französischen Zeitgenossen ließen sich zumeist durch die Rolle, die er ihnen vorspielte, über sein Wesen täuschen. Sie sahen nur die Außenseite und kamen daher zu sehr ungünstigen Urteilen. Ein Mann wie Barbey d'Aurevilly sagte über Heine: „Zwanzig Jahre lang haben wir das peinliche Schauspiel gesehen, wie er auf dem verrosteten Schlüssel Voltaires pfißt, ein literarischer Jakobiner, der nicht den Mut besaß, ein politischer Jakobiner zu werden.“ Der

Vergleich mit Voltaire lag den Franzosen besonders nahe, zudem schmeichelte es ihrer Eigenliebe, diesen geistreichen Deutschen als Schüler und Nachahmer ihres Philosophen hinzustellen. Heine hat sicher von dem Verfasser des „Candide“ manches gelernt. Er glich ihm an Geist und in dem absoluten Mangel an Ehrfurcht. Selbst seine Lyrik zeigt Spuren Voltairescher Einwirkung, aber trotz seiner zahllosen Gedichte, Epen und Dramen war der Franzose nie ein Dichter, Heine blieb es stets, selbst wenn er Politik trieb. Darin besteht seine Über- und seine Unterlegenheit im Vergleich mit Voltaire. Man hat ihn einen „Voltaire mit einer Seele“ genannt, und diese Bezeichnung trifft in mancher Hinsicht das Richtige.